

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Das Moabiter Fenn.

## Das Moabiter Fenn.

Unaufhaltsam dehnt sich von Jahr zu Jahr das Häusermeer der jüngstgeborenen unter den Millionenstädten Europas, deckt mit gleichförmigem Gepräge die vordem, trotz ihrer scheinbaren Eintönigkeit, so mannigfaltigen Züge im natürlichen Antlitz des Erdbodens, und nur wie ein verklungenes Märchen aus vergangenen Jugendtagen gemahnt den Wanderer, wenn anders er im raschen Getriebe des Strassenlebens dessen Acht hat, hier und da der Name einer Strasse an das, was einstens war.

Diese Erwägung mag als Beweggrund dienen, hier eines charakteristischen Überbleibels aus einem Teil der Peripherie Berlins zu gedenken, welche im letzten Jahrzehnt einen aus dem ehemaligen Dorfe Moabit hervorgegangenen, mächtig aufstrebenden, Stadtteil sich verdoppeln sah, dessen Lebensanforderungen auch dieses letzte Stückchen Urnatur bald sein bescheidenes, anspruchloses Dasein wird opfern müssen.

Wenn man an der Apsis der herrlichen Dankeskirche auf dem Weddingplatz in die hier mündende Fennstrasse einlenkt, so wird zunächst nichts an den Ursprung dieses Namens erinnern; erst nach Überschreitung der Fennbrücke sowie der Eisenbahnbrücke zeigt sich rechts von wohlgepflegten Gärten und Wiesen eingenommenes Terrain, unter dessen schattigem, von riesigen Weiden, Rüstern, Erlen und vereinzelt Obstbäumen gebildeten Baumbestand einige niedrige, von Strassen- und Eisenbahndamm weit überragte Wohnhäuschen ein beschauliches Dasein fristen. Unschwer und der Wahrheit entsprechend lässt sich der hier vor Augen liegende gedeihliche Pflanzenwuchs auf den Ursprung eines Fennes zurückführen, dessen mooriger Untergrund heute die fruchtbare Oase in der sandigen Umgebung bildet; setzen wir jedoch unsern Weg die hier in fast westlicher Richtung abgehende, links nur erst vereinzelt Bauten aufweisende, rechts durch einen Zaun gegen das Eisenbahnterrain, auf dem auch die soeben erwähnte Oase liegt, abgeschlossene Quitzowstrasse entlang fort bis zur Einmündung der von Süden kommenden, hier endenden Stromstrasse, so stehen wir vor dem wirklichen letzten Rest des sogenannten Moabiter Fenns, welches ehemals sich fast 1 Kilometer weit in ziemlich östlicher Richtung über die heutige Stendaler- und Stephanstrasse hinweg erstreckte. Mit seiner ungestörten vegetativen Üppigkeit in Schilf und Weidengebüsch kann er als letztes charakteristisches Merkmal der einstigen Physiognomie dieser Gegend gelten, als dieselbe, abwechselnd Wald, kahle Flugsandbildungen und sumpfige, nasse Stellen zeigend noch zu der fast bis zum Invalidenhaus reichenden Jungfernhaide gehörte. Aus dieser Gegend ist dem Unterzeichneten, der dieselbe erst vor 18 Jahren in fast noch unbebautem, nur von wenigen, noch ungepflasterten Strassen durchzogenem Zustande kennen lernte, ein allen baupolizeilichen Vorschriften der Residenz spottendes und mit den ihm allmählig immer gefährlicher auf den Leib rückenden Miethskasernen mit seiner geradezu maleurischen Wirkung im schreiendsten Gegensatz stehendes Wohnhäuschen, — richtiger Hütte — eines Gemüsegärtners, inmitten eines auf dem alten Fenn-



(Moor-)Boden ungemein üppig wuchernden Gärtchens in lebhafter Erinnerung, das ich erst vor etwa 8 Jahren, nachdem die hohen Anschüttungen der neuen Strassendämme demselben fast alle Existenzbedingungen geraubt hatten, vor den nüchternen Anforderungen der Grossstadt nicht ohne Wehmut schwinden sah. Nur nebenbei sei hier noch die Mitteilung eines glaubwürdigen Gewährsmannes angeführt, der bei Gelegenheit einer vor etwa 30 Jahren an Vatershand in diese Gegend unternommenen Streiftour die, seine kindliche Phantasie mächtig erregende, in eine der vorerwähnten Flugsandbildungen hingebaute Höhlenwohnung eines Grossstädters entdeckte, die er freilich bald darauf vergeblich wieder aufsuchte.

Heute wogt an dieser Stelle der Pulsschlag weltstädtischen Lebens, und auch die Tage jenes scheinbar vergessenen Überbleibels vergangener Zeiten dürften sicher gezählt sein, wenn das im Prinzip bereits genehmigte, langjährige Desiderium der Moabiter Bevölkerung, nämlich eine Verbindung mit Plötzensee und Jungfernhaide im Zuge der Stromstrasse nicht ad calendae graecas verschoben wird.

Man kann wohl einem solchen winzigen Restchen Urnatur gegenüber, welches sich mit den berechtigten Anforderungen der Neuzeit durchaus nicht in Einklang bringen lässt, kaum noch von einem in seiner Eigenart berechtigten Pflanzenleben sprechen, wenigstens nicht im vollen Sinne, aber alljährlich, wenn zur beginnenden Sommerzeit an dem schmalen, dunkel spiegelnden Gewässer die Weidenbüsche sich in frischen Blätterschmuck zu kleiden beginnen, wenn das dichte Schilf, aus dessen Schlupfwinkeln längst die geschwätzigten Rohrdommeln schwanden, üppig emporschießt, und auf den Beeten, welche die Eisenbahn-Arbeiter in ihren Musestunden dem jungfräulichen Boden hier abgewonnen, die Gemüsepflanzen sich gedeihlich entwickeln, und solchergestalt im Gegensatz zu den starren Linien des Nützlichkeitsprinzips in der Umgebung das subjektiv gemütliche und malerische Moment in Farbe und Form, wenn auch im kleinsten Maassstabe zum Ausdruck kommt, so freut sich der wieder einmal gewährten Gnadenfrist das empfängliche Gemüt des Naturfreundes.

Berlin im Mai 1894.

W. Pütz.

## Kleine Mitteilungen.

### Sprachliches aus dem Heimatsgebiet.

1. **Wendische Ortsnamen.** — Gustav Weisker: Slavische Sprachreste, insbesondere Ortsnamen aus dem Havellande und den angrenzenden Teilen. I. Teil. Progr. d. Realprogymnasiums zu Rathenow 1890. 44 S. 8° wird von dem Slavisten, Ord. Prof. an der Berl. Universität Dr. Alex Brückner im Anzeiger für Deutsches Altertum und D. Litt. XIX, 3. Juli 1893 S. 268 sehr ungünstig beurteilt: „Das einzig Brauchbare dieser Arbeit besteht darin, dass die urkundlichen Namensformen gesammelt werden. Dagegen die Erklärung der Namen selbst ist nur dort



annähernd richtig, wo zu fehlen unmöglich war.“ — „Jedem slavischen Namen — und jedem deutschen, der für slavisch ausgegeben wird — wird eine topographische Beziehung erpresst; aber die grössere Hälfte slavischer Ortsnamen enthalten eben keinerlei topographische oder ethnographische Beziehungen, sondern sind possessiva zu Personennamen, besagen somit weiter nichts. — Potsdam z. B., alt *Pozdupimi*, ist dem Verf. = *pod dubami* „unter den Eichen“; es ist aber *adject. possess.* zu *Postapim* (Personenname, zum verb. *postapiti*, wie poln. *Nieustep* u. a.); Schlagenthin stellt W. natürlich mit dem Namen der Slaven zusammen, es ist aber = *Slawęcin* von dem Personennamen *Slawęta* (russ. *Slavuta*, vgl. den Namen *Slavata* u. a.) u. s. w. Zu einer derartigen Arbeit reicht eben die Zuhilfenahme irgend eines „wendischen“ Wörterbuches nicht aus; wohl aber erwirbt sich der Lokalforscher, dem slavistische Kenntnisse fehlen, unsern Dank, wenn er den mühseligeren Teil der Arbeit, das Sammeln urkundlicher Namensformen für sein Gebiet sorgfältig ausführt; die Erklärung der so gesammelten Namen mag er getrost andern überlassen.“

Möge diese scharfe, aber durchaus sachgemässe Kritik Brückner's recht allgemein beherzigt werden. Auf keinem Gebiet wird so gepfuscht, wie auf dem der Namensklärung, so im Germanischen, so im Keltischen, hier einmal wieder im Wendischen. Am schlimmsten sind dergleichen dilettantische Versuche, wenn sie von sonst tüchtigen Forschern ausgehen. So stiften die unreifen slavischen Deutungsversuche von E. Fidicin und H. Berghaus (in seinen Landbüchern der Provinzen Pommern und Brandenburg) noch jetzt Unheil und Verwirrung genug. Auch in halbwissenschaftlichen und Unterhaltungs-Zeitschriften wird immer fort, fast möchte man sagen, täglich, Unsinn der bezeichneten Art gedruckt und der unkundigen, aber gläubigen Leserschaft als bare vollgültige Münze vorgezählt. F.

2. Der Name Semnonen. — Otto Bremer: Der Name Semnonen (*Ztsch. f. D. Altertum.* 37. Bd. 1893. S. 11:) ich nehme ein verloren gegangenes schwaches *adj. germ.* \**simnan* — an, von welchem das *adverbiale as. simnon* ein reflex ist und deutet *germ.* \**Simnaniz* als „alle zusammen, alle insgesamt“). *gemeingerm.* \**Simnaniz* lautete zu beginn unserer zeitrechnung noch \**Semnaniz*, also in römischer wiedergabe *Semnonen*. der Name würde dasselbe bedeuten, was der nachmals an seiner stelle erscheinende name *Alemanni* bedeutet. es ist ein zusammenfassender name für eine reihe von kleineren gauvölkern (*ejusdem sanguinis populi*, Tac. *Germ.* 39). einen solchen namen kann ich mir nur als zusatz zu einem andern, dem eigentlichen namen des volkes vorstellen.“\*) — Die Semnonen gelten als der wichtigste germanische Volksbestandteil der Provinz Brandenburg.

3. Der Name Germanen. — Rudolf Kögel bei einer Besprechung von Ludwig Laistner's Germanischen Völkernamen, Stuttgart 1892, im *Anzeiger f. D. Alt. u. D. Litt.* XIX. 1. Jan. 1893 S. 10 sagt: „S. 47 auch

\*) Br. meint, dieser Hauptname könne verloren gegangen sein. Der Name wird fernerhin noch mit den *Seidinoi* (*Sedini*) des Ptolemaeus verglichen, einem Volksstamm an der unteren Oder, der sich vielleicht im Namen Stettin widerspiegelt.



in bezug auf das wort Germani bedaure ich L. nicht beistimmen zu können, so gern ich auch hier den scharfsinn seiner darlegung anerkenne. — der name Germani ist keltisch und keineswegs dazu erfunden, um deutsche stämme zu bezeichnen. es war vielmehr ein alter keltischer volksname, die gesamtbenennung verschiedener kleiner stämme, die am Arduennawalde sassen: Condrusos, Eburones, Caeroesos, Paemanos qui uno nomine Germani appellantur Caes. Bell. gall. II. 4. und der name sagt nichts weiter aus als „bergbewohner“; denn Ger-man-i, oder wie das wort in anderen dialekten hiess, Gar-man-i gehört zu sl. gora f., skr. giri, zd. goiri „Berg“, dies geht aus Meichelb. nr 21 a. 770 hervor. hier führt der Ort Germansberg nn. von Starnberg zwei Namen: „Germana vel ad monte“, deren zweiter lateinischer den ersten keltischen glossiert. dazu halte man die gleichfalls bei Zeuss 59 angezogene Pliniusstelle: Oretani qui et Germani cognominantur, wo von iberischen stämmen „bewohnern rauher waldgebirge“ die rede ist.“ — Mit der alten Erklärung Germane gleich Ger-Mann d. i. Speer- oder Wehr-Mann und ähnlichen Versuchen, das Wort aus dem Altdeutschen selbst zu erklären, ist es Nichts.

4. **Vermost** In der Brandenburgia 1892, S. 147 und S. 150 führt Herr Handtmann das volkstümliche Wort „vermost“ zurück auf das Wort Moos, und bringt es des Weiteren in Beziehung mit dem slavischen Moch, das Moos bedeutet.

Mir ist bekannt, seit meiner Kindheit, und grade auch aus der Umgegend von Berlin, dass man ein Wort vermost (famos) gebrauchte und noch gebraucht im Volke. Dieses Wort vermost war und ist das volkstümlich verarbeitete Wort famos. Das Wort famos gebrauchten und gebrauchen noch viele Gebildete im Sinne von ausgezeichnet, gut u. d. m. So sagt man z. B. „Ein ganz famos Kerl“, d. h. ein ganz vortrefflicher Kerl (in irgend einer Beziehung). Famos kommt her von dem lateinischen Wort famosus. Sein Sinn als eines Fremdwortes im Deutschen, ist nicht mehr derselbe wie im Lateinischen bei den Römern. Das ist eben der Schaden, den die unnötigen Fremdwörter bringen, dass sie wegen ihrer Unklarheit einen so dehnbaren Sinn annehmen. Lateinische Worte sind vielfach in unsere Umgangssprache übergegangen, so z. B. Kreatur (wohl auch „Kretur“!), das lateinische creatura, das von Gebildeten wie auch im Volke gebraucht wird meist im wegwerfenden Sinn, statt des deutschen Wortes Geschöpf. Nach hundert Jahren werden natürlich solche Wörter unseren Nachkommen zum Teil ebenso lächerlich erscheinen und ebenso unwiderstehlich auf ihr Zwerchfell wirken, wie auf uns heute ähnliche Fremdwörter in Aktenstücken oder Drucksachen des vorigen Jahrhunderts.

Das Volk hat von den Gebildeten viele Fremdwörter übernommen, aber es hat sie sich mundrecht gemacht, wie immer. Es sagt nicht famos, sondern vermost, famos, wie es sagt Kristanjenbaum und nicht Kastanjenbaum, Eklipage und nicht Equipage, Balbier und nicht Barbier, und so unzähliges mehr. Man kann nur annehmen, dass diese Vorgänge vielfach durch irgendwelche bestimmteren sprachlichen Gründe veranlasst werden und dürfte, für solche Fälle, ihre Klarlegung zur Erklärung älterer volkstümlicher Wortver-



hältnisse nicht ohne Wert sein. Wie bei den Gebildeten, bedeutet dieses Wort vermost im Volke, soweit ich es kennen gelernt habe, ebenfalls „vortrefflich, ausgezeichnet“ u. d. m. Man sagte: „Das ist ein vermoster Kerl“, d. h. „ein ausgezeichnete Kerl“ (in irgend welcher Beziehung). Kerl hat dabei nicht den geringsten schlechten Sinn. Oder man sagte: „Das hat mir heute Mittag vermost geschmeckt“, d. h. vortrefflich geschmeckt. Es heisst aber nicht, dass das Essen moosig irgendwie schmeckte. In Berlin sagt man auch: „Ein famoseres Kleid“, d. h. ein schönes Kleid. Für -os hat das Volk die Endung -ost gesetzt, wie z. B. im volkstümlichen Worte verbost.

Dass die älteren Einwohner von Moabit, und das heisst doch alle früheren Bewohner von Moabit, in unserer Zeit sollten schlechtweg, im allgemeinen, „vermoste Bande bez. Kerle“ genannt worden sein, erscheint bis auf weiteres sehr zweifelhaft. Keineswegs, soweit meine Kenntnis von dem Worte reicht, könnte es in unserer Zeit eine „Schimpftitulatur“ gewesen sein.

Mit Moos, dass es heissen sollte: voller Moos oder mit Moos verwachsen, hat das volkstümliche Wort vermost (famos) nichts zu thun, und demgemäss ebensowenig mit dem slavischen Worte moch (Moos). Das Wort moch ist auch jetzt noch gebräuchlich in der serbischen Sprache der Lausitzer Wenden, und ich habe auch aus dem Munde von Wenden, wenn sie deutsch sprachen, das Wort vermost gehört im Sinne von vortrefflich. Famos und famos sind nicht bloss gebräuchlich bei den Gebildeten in Norddeutschland, sondern auch in Westdeutschland, z. B. am Rhein, und ich kenne einzelne alte Herren, die es mit ganz besonderer Vorliebe tagtäglich gebrauchen, z. B. „famöse Luft heute“, d. h. herrliche Luft; „famöse Bilder“, d. h. prächtige Bilder. Es wäre wunderbar, wenn das Wort nicht auch da sollte ins Volk übergegangen sein.

Auch im „Richtigen Berliner“ wird fermoost als famos, gut erklärt. Nach Kluge trat famos um das Jahr 1700 auf, damals, wie er angiebt, im Sinne von „anrühig, übel beschrien, ehrlos“ mit der französischen Nebenform fameux.

Da „vermost“ nicht von Moos herkommt und auch nicht in Beziehung gebracht werden kann mit dem slavischen moch-, insoweit ich auf Grund meiner Kenntnis vom Gebrauch dieses Wortes im Volksmunde unsrer Zeit urteilen kann, so sind alle weiteren darauf begründeten landschaftlichen und volkstümlichen Erörterungen oder Vermutungen hinfällig.

W. v. Schulenburg.

5. **Nochmals Goethe und die Markgrafensteine.** Wiederholt habe ich des überaus grossen Interesses gedacht, welches Goethe für die merkwürdigen Markgrafensteine in den Rauenschen Bergen bekundet hat. Vergl. Jahrg. 1 S. 242 und Jahrg. 2 S. 147. Es ist mir heut gelungen eine 3. Stelle in Goethe's Werken, Cottasche Ausgabe, Bd. 40 S. 294 aufzufinden. In der Abhandlung „Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung“ sagt der Altmeister unter Nr. 3: die im nördlichen Deutschland umherliegenden Granit- und andere Urgebirgsblöcke haben einen verschiedenen Ursprung.

Der nunmehr zu einem bedeutenden Kunstwerk verarbeitete Landgrafenstein giebt uns das sicherste Zeugnis, dass es im nördlichen Deutschland am Urgebirg nicht fehlte.



Wir behaupten: dass teils zusammenhängende, teils einzeln stehende Klippen in dieser weiten und breiten Landschaft wahrscheinlich aus dem Wasser hervorragten, dass besonders der heilige Damm die Ueberreste anzeigt einer solchen Urgebirgsreihe, welche so wie das Übrige weiter ins Land hinein, zum grösseren Teil auflöslich, nur in ihren festesten Teilen den zerstörenden Jahrtausenden entgangen ist. Daher sind die dort gefundenen seit geraumer Zeit bearbeiteten Steine von so grosser Schönheit und Wert, weil sie uns das Festeste und Edelste geognostischer Gegenstände seit Jahrtausenden vorlegen.“ — Unter dem Landgrafenstein ist zweifellos der grosse Markgrafenstein zu verstehen, unter dem heiligen Damm das gewaltige Geschiebe- und Geröll-Lager (meist Feuerstein) beim Seebad Heiligendamm an der mecklenburgischen Küste unweit Doberan.

Berlin, den 26. Nov. 1893.

E. Friedel.

6. **George Sand und der Tegeler See.** George Sand (Aurore Marquise Dudevant) erwähnt den Tegeler See flüchtig. In dem 1842 erschienenen Roman „la comtesse de Rudolstadt“ Fortsetzung der „Consuelo“ wird geschildert, wie diese grosse Sängerin aus der ihr durch Friedrich den Grossen in der Citadelle zu Spandau bereiteten Gefangenschaft in einem Nachen über den „étang“ entflieht. Dieser Etang (wörtlich „Teich“) kann nur der Tegeler See sein. „Elle chercha des yeux la citadelle, et la vit déjà loin sombre une montagne de pierre, dans le cadre transparent de l'air et de l'onde. Hier muss man an den Julithurm, welcher aus der Spandauer Citadelle aufragt, denken. — Von dem See findet sich nur eine unbedeutende Erwähnung: il y avait, dans la placidité des eaux dormantes où la brise agitait de nombreux herbages aquatiques, quelque chose de suave qui rappelait les lagunes de Venise, dans les belles nuits des printemps. Was die Heldin Consuelo, damals bereits Gräfin Rudolstadt, anlangt so wird in derselben die berühmte Mara geb. Schmehling (geb. 1749 zu Kassel † 1833 in Reval) vermuthet, welche 1770—1780 bei der K. Oper in Berlin angestellt, in letztem Jahr ungnädig verabschiedet wurde. Wenn diese Voraussetzung richtig ist, so hat sich George Sand sehr willkürliche ungeschichtliche Ausschmückungen des allerdings höchst bewegten Lebens der Künstlerin erlaubt

E. Fr.

7. **Die „Zwölfen“**, dieser Ausdruck für die heiligen Tage zwischen Weihnachten und drei Könige (vgl. m. Mitth. im Jahrg. 2 S. 92), wird in der Mark „Zwölwen“ ausgesprochen; daraus dürfte das Wort „die Zwölfen“, welches man in Berlin und anderen Städten der Mark hört, erst eigentlich also missverständlich, gebildet worden sein. Ähnlich hört man statt „elf“ bei uns „elwe“ sagen.

E. Fr.